

Radio predigt

Pia E. Gadenz-Mathys
**«Ich bin das lebendige
Brot» oder: eine provo-
zierende Anfrage an uns!**

Joh 6,41–44.47–51

Marianne Vogel Kopp
Gott zum Schmecken nah

Joh 2,1–11

R.-katholische Radiopredigt
«Ich bin das lebendige Brot»
oder: eine provozierende Anfrage an uns 3
Pia E. Gadenz-Mathys
Theologin und Gemeindeführerin
Turmweg 1, 3360 Herzogenbuchsee

Evangelische Radiopredigt
Gott zum Schmecken nah 9
Marianne Vogel Kopp, Theologin
Hondrichstrasse 87, 3702 Hondrich
Website: www.bibliodrama.ch

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg,
Telefon: 026 425 87 40, Fax: 026 425 87 43, E-Mail: verlag@canisius.ch.
Erscheint wöchentlich. Einzelpreis sFr. 5.–. Abonnement-Versand monatlich.
Jahresabonnement zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, sFr. 52.–;
übrige europäische Länder: € 38.50 bzw. sFr. 56.– (inkl. Porto);
Übersee: € 40.50 bzw. sFr. 59.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei AG, CH-1701 Freiburg.

«*Ich bin das lebendige Brot*» oder: *eine provozierende Anfrage an uns!*

Joh 6,41–44.47–51

Von einem Pfarrer wird uns eine Geschichte überliefert (*U. Harbecke: Der gottlose Pfarrer. Herder: Freiburg i.Br. 31997*), die erzählt, wie er auf der Kanzel beim Predigen plötzlich ins Stocken gerät, mitten im Fluss der Gedanken und mitten im Satz, den er gerade spricht. Mit seiner Hand streicht er sich über die Augen, eine Geste des Erstaunens über eine Tatsache, die ihn zutiefst betroffen macht. Von einer Sekunde auf die andere hatte sich alles entleert, was er im Kopf und im Herzen zu glauben dachte, alles, was er bisher ausgeheckt und studiert und als Pfarrer getan hatte. Was ist passiert? Der Pfarrer hat eben seinen Glauben verloren. Dabei hatte er vom leeren Grab gesprochen und von der erhellenden Nacht der Auferstehung, die eigentlich keiner Erklärung bedarf. Was diesem Pfarrer so selbstverständlich schien, wurde unvermittelt von einem hartnäckigen Zweifel überschattet. Seine vor ihm aufgeschlagene Bibel war nur noch ein Buch. Die Botschaft, die er eben noch verkündet hatte, eine Worthülse. Gott war tot, denn er hatte für ihn nie gelebt.

Die Geschichte will unter anderem sagen, dass Menschen – Seelsorger und Seelsorgerinnen nicht ausgeschlossen – durch jahrelanges Sich-Gewöhnen an die biblische Botschaft, an die Geschichten, Ereignisse und Worte Jesu, der Gefahr erlegen sind, ihren Glauben an Gott auszudünnen ob der Selbstverständlichkeit des christlichen Glaubens, bis zu dem Punkt, dass ihnen die Frohbotschaft überhaupt nichts mehr sagt.

In unseren katholischen Liturgien haben wir über mehrere Sonntage nacheinander Sätze aus der sogenannten Brotrede des Johannesevangeliums gehört. Von Hunger und Durst war die

Rede, vom Himmelsbrot und vom ewigen Leben. Heute hören wir einen weiteren Abschnitt aus der Brotrede. Auch diese Geschichte ist den Bibelkundigen bekannt. Viele von uns haben sie schon oft gehört. Ob es uns womöglich ähnlich ergehen kann wie dem gottlosen Pfarrer, von welchem ich am Beginn erzählt habe? Ich meine, wir könnten tatsächlich Gefahr laufen, uns von solch oft gehörten Worten abstumpfen zu lassen. Wir wollen sie heute trotzdem nochmals hören. Vielleicht könnte es hilfreich sein, für einmal auf die Atmosphäre der Rede und auf das Jesusbild, das hier durchscheint, zu achten.

In jener Zeit murrten die Juden gegen Jesus, weil er gesagt hatte: Ich bin das Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Und sie sagten: Ist das nicht Jesus, der Sohn Josefs, dessen Vater und Mutter wir kennen? Wie kann er jetzt sagen: Ich bin vom Himmel herabgekommen? Jesus sagte zu ihnen: Murr nicht! Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater, der mich gesandt hat, ihn zu mir führt; und ich werde ihn auferwecken am Letzten Tag... Amen, amen, ich sage euch: Wer glaubt, hat das ewige Leben. Ich bin das Brot des Lebens. Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind gestorben. So aber ist es mit dem Brot, das vom Himmel herabkommt: Wenn jemand davon isst, wird er nicht sterben. Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Wer von diesem Brot isst, wird in Ewigkeit leben. Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, ich gebe es hin für das Leben der Welt (Joh 6,41–44.47–51).

Da geht es ja richtig emotional und kämpferisch zu und her. Einige Zuhörer murren und andere streiten und am Schluss weisen sogar nicht wenige die Worte Jesu als unerträglich zurück. Eine geradezu feindselige Stimmung liegt in der Luft. Auch Jesus nimmt kein Blatt vor den Mund. Im Gegenteil: Er heizt die Stimmung erst noch richtig an. Er unterstellt den Zuhörern Unglaube, verbietet ihnen zu schimpfen und tadelt sie, wenn ihr Ärger ob solch brisanten Worten auszubrechen droht. In der Tat:

Wir haben hier keine langweilige Geschichte vor uns. Im Gegenteil: Vielleicht gewinnt der eine oder andere heutige Zuhörer dem Murren und den Schwierigkeiten der Pharisäer sogar recht viel ab. Lassen wir uns die Einzelheiten unserer Perikope nochmals vor Augen führen:

Die ersten Sätze des Evangeliums muten fast alltäglich an: Man tut etwas Besonderes, sagt etwas Aussergewöhnliches und schon ist Unverständnis da, ja vielleicht sogar Neid und Missgunst. Das Aussergewöhnliche wird reduziert. Nachdem Jesus sich als Brot des Himmels bezeichnet hat, ärgern sich seine Zuhörer und wehren sich gegen eine solche Behauptung. Ist das nicht der Sohn des Josef? Wir kennen doch seine Mutter und seinen Vater! Er ist doch einer von uns! Was masst sich dieser Flegel an, sich hier als Brot vom Himmel darzustellen? – Bereits der Anfang des Textes verrät uns, worum es geht: Um die Person Jesu und um die Frage, wer er tatsächlich ist.

Es folgen die im Johannesevangelium typischen «Ich-bin-Worte». Jesus ist nicht nur der Weg, die Wahrheit, das Leben, der gute Hirte, das Licht der Welt, die Tür, die Auferstehung, das Leben und der wahre Weinstock, sondern auch das Brot des Lebens. Die «Ich-bin-Worte» sind eine Besonderheit des Johannesevangeliums. Sie greifen die Formel auf, mit der sich Gott dem Mose am Dornbusch in der Wüste Sinai offenbarte, und legen damit ein einzigartiges Zeugnis ab: Gott hat sich dem Mose als der nahe, schützende und befreiende Gott Israels offenbart. Wenn nun Jesus auch das «Ich bin» spricht, erhebt er damit einen ungeheuren und einzigartigen Anspruch: Er stellt die enge Verbindung zwischen Gott und ihm heraus. Sein Selbstbewusstsein musste sich für die damaligen jüdischen Ohren geradezu als eine unnachvollziehbare Zumutung erweisen! Die «Ich-bin-Worte» wollen nämlich in knappster Form aussagen, wer Jesus seinem Wesen nach ist und was er für die Menschen bedeutet: Nur er hat den Vater gesehen, weil er von Gott ist und daher ewiges Leben bringt. Das Bildwort «Ich bin das Brot vom

Himmel» wird mit dem zentralen Begriff des Lebens verbunden. Dadurch wird uns gezeigt, dass es sich hier um etwas sehr Wichtiges handelt: Um unser Leben, um das, wovon wir leben und schliesslich um das, was Jesus damit zu tun hat.

Wir können uns fragen, weshalb die Zuhörer so aggressiv auf die Worte Jesu reagieren. Verlangt Jesus womöglich eine Veränderung ihrer bisherigen Vorstellungen von Gott, wie er sich mitteilt und wie er handelt? Fordert er womöglich ein Loslassen alter, überkommener und selbst fabrizierter Bilder von Gott und von der Bedeutung, die er für das Leben der Menschen hat? Ich kann mir gut vorstellen, dass ein Grossteil der damaligen Zuhörer schlichtweg überfordert war!

Heute, 2000 Jahre später, vernehmen auch wir diese Worte: «Ich bin das Brot für die Welt, das lebendige Brot!» Welche Gefühle lösen diese Worte in mir aus? Provoziert mich eine solche Behauptung oder habe ich mich womöglich daran gewöhnt? Empfinge ich den Anspruch Jesu, «Brot des Lebens» zu sein, als pure Zumutung oder schüttle ich darüber nur den Kopf? Kann ich dieses Wort Jesu überhaupt ernst nehmen oder lässt mich das «cool»? Ich befürchte, dass heute leider wenig über solche Worte geschimpft und gerungen wird. Die Worte werden in den Gottesdiensten vorgelesen, wir nehmen sie zur Kenntnis und gehen zur Tagesordnung über.

Dennoch: Wir stossen hier auf das Geheimnis von Jesus. Wer ist er? Und wenn er der ist, als der er sich offenbart hat und an den die Kirche glaubt und den sie verehrt, dann ist er das Lebensnotwendige, worauf es in unserem Leben ankommt. Nimmt Jesus diesen lebensnotwendigen Stellenwert in unserem Leben ein? Wenn ich selber ehrlich sein will oder um mich herumschaue, dann geben wir doch meist ganz anderen Dingen den Vorrang: Das Brot des Lebens ist Geld, Selbstbezogenheit, Arbeit, Prestige, Macht... So gesehen sind wir eigentlich in guter Gesellschaft mit den damaligen Zuhörern. Auch wir laufen

immer wieder Gefahr, uns – vielleicht unbewusst – gegen diesen Absolutheitsanspruch Jesu zu wehren. Instinktiv begehren wir auf gegen jenen, der beansprucht, für uns wichtigstes und alltägliches Grundnahrungsmittel, nämlich Brot, zu sein.

«Ich bin das Brot des Lebens!» Jesus ist nicht nur Brot zum Leben, sondern lebendes Brot, Brot also, das Leben in sich trägt und vermitteln kann. Der lebendige Jesus Christus ist die Gabe Gottes für die Menschen. Zugegeben: Auf den ersten Blick scheint diese Botschaft anmassend und unerhört. Wer sie jedoch zu begreifen sucht, wer das Brot des Lebens mit Herz und Verstand aufnimmt, der hat Gemeinschaft mit Gott. Jesus ist das lebendige Brot, das gegessen werden muss!

Die unglaubliche und doch wunderbare Frage wird heute neu an uns gestellt: Willst du aus diesem Jesus leben? Willst du durch ihn leben? Willst du mit ihm und in ihm leben? Eine für mich provozierende Anfrage! Und für Sie?

Gott zum Schmecken nah

Joh 2,1–11

Sind Sie Gott schon begegnet? Könnten Sie eine Geschichte erzählen, eine wundersame vielleicht, in der etwas von Gott ganz deutlich in Ihr Leben hineingeleuchtet oder gesprochen hat? Vielleicht war es ganz unspektakulär. Aber ich nehme an, es ist nicht spurlos an Ihnen vorbeigegangen. Von Gott einen Schimmer zu bekommen, von ihm angehaucht oder berührt zu werden, das ist geschenkte Lebenskraft pur. Da geht auf einmal alles leichter, sogar das Schwere wird erträglich.

Von so einer Gottesbegegnung erzählt das Johannesevangelium zu Beginn von Jesu öffentlichem Wirken. Da kam Gott so nahe, dass er sogar köstlich zu geniessen war.

Am dritten Tag fand in Kana in Galiläa eine Hochzeit statt, und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit eingeladen. Als der Wein ausging, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein mehr. Jesus erwiderte ihr: Was willst du von mir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Seine Mutter sagte zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut! Es standen dort sechs steinerne Wasserkrüge, wie es der Reinigungsvorschrift der Juden entsprach; jeder fasste ungefähr hundert Liter. Jesus sagte zu den Dienern: Füllt die Krüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis zum Rand. Er sagte zu ihnen: Schöpft jetzt, und bringt es dem, der für das Festmahl verantwortlich ist. Sie brachten es ihm. Er kostete das Wasser, das zu Wein geworden war. Er wusste nicht, woher der Wein kam; die Diener aber, die das Wasser geschöpft hatten, wussten es. Da liess er den Bräutigam rufen und sagte zu ihm: Jeder setzt zuerst den guten Wein vor und erst, wenn die Gäste zuviel getrunken haben, den weniger guten. Du jedoch hast den guten Wein bis jetzt zurückgehalten. So tat Jesus sein erstes Zeichen, in Kana in

Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn. (Joh 2,1–11)

Ein Fest ist im Gang. Die Stimmung ist gehoben. Hier und dort ist Lachen zu hören, Stimmengewirr. Die Menschen am Fest sind heiter. Sie vergessen den Alltagsballast für eine Weile. Sie haben sich zurecht gemacht, die besten Kleider angezogen. Und die Schönheit der Hülle lockt die edleren Züge hervor. Die Menschen gehen aufrechter. Sie nehmen sich wahr. Gegenseitiges Akzeptieren gelingt leichter. Das Fest verleiht jedem einzelnen seine Würde. Neue Begegnungen werden möglich, weil sich die Menschen wie neu entdecken. Weg vom Alltag mit seinen Zwängen gelingt es, einander in einem anderen Licht zu sehen. So ein Fest belebt die Menschen.

Natürlich ist jedes Fest gefährdet. Es kann ins Sentimentale abstürzen. Oder Missgunst und Eifersucht können es vergiften. Manche können auch schlicht nicht loslassen, sie verspüren keine Lust nach Freude und heiterem Festtaumel und wehren sich, da hinein zu tauchen.

Damit ein Fest gelingt, braucht es so etwas wie eine zweite Naivität. Natürlich wissen wir, dass die Kleider nur Schau sind, dass die Heiterkeit auf den Gesichtern schnell einfrieren kann. Natürlich werfen dieser helle Glanz und schöne Schein ihre Schatten. Alles klar.

Und trotzdem tut es gut, ein Fest. Es unterbricht die Geläufigkeiten und ausgetretenen Pfade der Gewohnheit. Es gibt einen Vorgeschmack aufs Glück. Es schenkt eine heiterere Perspektive aufs Leben. Ein bisschen ist alles ein Spiel, aber es färbt fröhlich auf den Alltag ab.

So eine Hochzeit ist ein ganz spezielles Fest. Zwei stehen im Mittelpunkt. Aber es geht alle an. Alle haben in irgendwelcher Weise ein Paarleben, und sei es ein gescheitertes oder eines, das mehr von Sehnsucht als von Erfüllung lebt.

Alle kennen das Bedürfnis nach Nähe, nach einem Gegenüber, das versteht und absolut zu einem hält. Und alle wissen um die Verletzungen, die in diesem sensiblen Bereich selten ausbleiben.

Darum lässt eine Hochzeit niemanden kalt. Und die ganze Verwandtschaft ist da, beide Seiten erleben eine Familien-erweiterung. Man ist neugierig aufeinander und stellt sich selbst ins beste Licht. Man will den anderen zeigen, wer man ist, und je länger das Fest andauert, desto mehr werden Floskeln abgebaut und die wahren Familiengeschichten hervorgekramt.

Die Hochzeit in Kana, von der Johannes ganz früh in seinem Evangelium erzählt, bekommt einen Nebenschauplatz. *Sie haben keinen Wein mehr.* Nur die Verantwortlichen fürs Fest haben es bisher gemerkt. Aber bei ihnen ist es jäh aus mit dem Vergnügen.

Eine Hochzeit ohne Wein, das bedeutet eine drastische Notsituation. Die Eingeladenen gehören nicht zu denen, die ohnehin alles bis zur Übersättigung haben. Und wenn der Wein fehlt, dieses genuine Festgetränk, das im Alltag nicht zur Verfügung steht, dann ist das Fest ernsthaft gefährdet. Das bringt die Gastgeber mehr als nur in Verlegenheit, ihr Ruf steht auf dem Spiel. Da könnte die ganze lustige Gesellschaft plötzlich einbrechen. Krass würde der tägliche Mangel sich über die Fröhlichen legen, sie abrupt wieder konfrontieren mit ihren Existenzkämpfen. Ein äusserst schlechtes Omen für das Brautpaar. Die Hochzeit würde unmittelbar zum Tiefpunkt absinken. Und aus der Traum vom Glück, von der anderen Welt. Leichtigkeit ade.

Maria, die Mutter Jesu, übernimmt Verantwortung. Noch bevor die Festgemeinschaft vom Mangel Wind bekommt, sagt sie zu ihrem Sohn: *Sie haben keinen Wein mehr.* Was als tiefere Botschaft wohl lautet: Tu etwas. Da kannst du nicht länger zuschauen. Ich vertraue darauf, dass du Kräfte hast, um diese Not abzuwenden. Jesu Reaktion ist schroff. Er sagt *gynai* zu ihr,

einfach: Frau. Er grenzt sich klar ab. Er spürt ihren Anspruch und realisiert, dass sie ihn nicht als ihren Erstgeborenen anspricht, sondern als den, in dem Gottes Kraft liegt. Aber dagegen sträubt er sich. *Was willst du von mir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.* Das kommt einer Verweigerung gleich: Schau zu deinem Leben – ich mache meine Sache selbst, zur gegebenen Zeit!

Offenbar spult sich alles, was daraus folgen könnte, im Zeitraffertempo in Jesu Kopf drin ab. Die «Stunde», damit spricht er die Passion an, seinen Tod. Wenn er jetzt seine Kraft zeigt, ist das der Anfang vom Ende. Dann gibt es kein Zurück mehr. Er spürt die grosse Schwelle, vor der er steht. Und er weiss, dass seine Mutter sie auch spürt. Und beide fühlen Einsamkeit. Sie kann nur anstossen. Aber überschreiten muss er sie allein. Viel Banges liegt in der Luft. Zur Not, das Fest könnte absterben, kommt die Ahnung über sein eigenes Sterben. Soll er sein Licht jetzt schon zeigen? Werden sie verstehen? Er spürt Widerstand. Ein Bild huscht durch seinen Kopf: *Und das Licht leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht erfasst.* (Joh 1,5)

Soll er ein Zeichen setzen, jetzt? Soll er Gottes Kraft zeigen? Aus Wasser Wein machen – ist es das, was die Welt braucht, was sie aufhorchen lässt? Werden sie verstehen?

Und während Jesus noch unschlüssig verharrt, während er die Aufruhr in seinem Herzen zu bändigen versucht, da geht Maria mit innerer Gewissheit zu den Dienern: *Was er euch sagt, das tut!*

Sie vertraut auf Jesus. Und nicht ihr zuliebe, weil er der gute Sohn ist, der folgsame oder nachgiebige, nicht deswegen wird er es tun. Nein, sie kennt ihn besser. Sie hat ihn längst losgelassen. Sie ist sich seit seiner Kindheit im Klaren darüber, dass seine Kraft eines Tages ans Licht drängt. Es war von Anfang an klar, dass sie ihn dann mit sehr vielen Menschen würde teilen müssen. Darauf ist sie vorbereitet.

Aber ihr Mutterherz geht mit. Sie kann nicht anders, sie hat dieselbe Wellenlänge wie er. Deshalb bedrängt sie ihn nicht mit

ihrem Anliegen. Wie auch immer seine Entscheidung ausfallen wird, sie respektiert sie.

Aber sie will ihrem Sohn zu verstehen geben: Du trägst dein Geheimnis nicht allein mit dir herum. Du bist nicht der einsame Kämpfer, der autonom und furchtbar allein dasteht. Ich bin da. Ich bleibe deine Mutter, auch wenn du deinen Weg längst selbst verantwortest. Und ich vertraue dir, dass es gut kommt, wie immer auch du dich entscheidest.

Und Jesus handelt: *Es standen dort sechs steinerne Wasserkrüge, wie es der Reinigungsvorschrift der Juden entsprach; jeder fasste ungefähr hundert Liter. Jesus sagte zu den Dienern: Füllt die Krüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis zum Rand. Er sagte zu ihnen: Schöpft jetzt, und bringt es dem, der für das Festmahl verantwortlich ist. Sie brachten es ihm. Er kostete das Wasser, das zu Wein geworden war.*

Wein aus Wasser. Wasser ist an sich schon wunderbar. Es erfrischt, es löscht den Durst, es erhält am Leben. Doch für das Fest braucht es Wein – funkelnden, duftenden, sonnengereiften Wein. Fast des Guten zu viel hat Jesus da verwandelt. Aber das soll keine Assoziationen wecken in Richtung Rausch und Ekstase. Die vollen, bauchigen Krüge verheissen wohl eher: Es ist Fülle vorhanden, es darf ohne Knausern eingeschenkt werden, es reicht für alle. Die grosse Gästeschar darf unbesorgt weiter feiern, die Hochzeit darf wie gewohnt ruhig noch Tage andauern.

Jesus hat die Not gewendet. Er hat Wasser in Wein verwandelt und gleichzeitig den Mangel in Fülle. Der Festverantwortliche lässt verblüfft den Bräutigam rufen: *Jeder setzt zuerst den guten Wein vor und erst, wenn die Gäste zu viel getrunken haben, den weniger guten. Du jedoch hast den guten Wein bis jetzt zurückgehalten.*

Das wird nicht die letzte Umkehrung sein, mit der Jesus das Gewohnte, das Immer-schon-so-Gehandhabte auf den Kopf stellt.

Die wunderbare Verwandlung, die da fast unbemerkt geschehen ist, hat auch noch auf anderes abgefärbt. Mir scheint, es habe sich auch in der Beziehung zwischen Mutter und Sohn etwas verwandelt. Nach erster trotziger Abwehr hat Jesus doch Marias Signal aufgenommen. Söhne, die konsequent die Ratschläge ihrer Mutter in den Wind schlagen, sind schlecht abgelöst. Jesus zeigt mit seiner Tat, dass er seine Mutter respektiert. Er anerkennt, dass sie die Initiative ergriffen hat. Und er lässt es gelten, dass sie es war, die ihn auf das Wunder quasi hinaufgestossen hat. Er lässt ihre Autorität stehen; seine eigene ist stark genug und braucht sich nicht bedrängt zu fühlen. Ich denke, dass er nun wieder «Mutter» zu ihr sagt, nicht mehr das schroffe ‚Frau‘ von zuvor.

Und ich glaube, dass die wundersame Verwandlung von Wasser in Wein auch das ganze Fest verwandelt hat. *So tat Jesus sein erstes Zeichen, in Kana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn.* Seine Herrlichkeit wurde sichtbar, das ist auf Griechisch die *doxa*, der Lichtglanz, die Schönheit, die himmlische Strahlkraft. Sie hat Jesus in dieses Fest hineingetragen.

Mit ihr erfährt das Fest eine Transzendierung. Es geht über die zu feiernde Hochzeit hinaus. Es wird zum Bild für gelingendes Leben. Es nimmt alle Menschen hinein ins Glück. Einen Spaltbreit wird der Himmel aufgetan. Oder mehr noch, ein Stück Himmel steigt herab. In dieser *doxa* ist Gott mitten unter den Menschen. Er ist dabei. Er freut sich mit. Gott selbst ist an diesem Fest zum Schmecken nahe gekommen.

Noch ist Sommerzeit voller Düfte, Aromen und reifer Süsse. Verpassen Sie Gott nicht. Vielleicht will er Ihnen in diesen Tagen ganz sinnlich nahe kommen. Vielleicht beglückt er auch gerade Sie über Aug, Ohr oder Gaumen mit seiner Lebensfreude.

Nur vier gute Gründe, die Radiopredigt zu abonnieren:

- wenn Ihnen eine Predigt gefallen oder geholfen hat, können Sie sie so immer wieder zur Hand nehmen;
- wenn Sie die Sonntagspredigten nicht regelmässig hören können, hilft Ihnen ein Abonnement, keine davon zu verpassen;
- wenn Sie jemandem eine dauerhafte und sinnvolle Freude machen wollen, dann schenken Sie ihm ein Abonnement;
- wenn Sie Anregung und Hilfe für Ihre eigenen Predigten suchen, kann Ihnen die Radiopredigt behilflich sein.

Jährlich erscheinen ca. 90 Predigten in 45 Broschüren (Format A5), als Abonnement für jährlich nur Fr. 52.–, aber auch eine einzelne Broschüre (2 Predigten) können Sie zum Preis von Fr. 5.– bestellen. (Zahlung in bar oder per Einzahlungsschein). Die Preise für das europäische Ausland und Übersee sind dem Impressum zu entnehmen.

Hiermit bestelle ich

_____ (Geschenk-)Abonnement der Radiopredigt Fr. 52.–

Für Abonnemente erhalten Sie einen NEUEN Einzahlungsschein. Zahlen Sie das Abonnement erst NACH Erhalt unserer Rechnung!

Empfängeradresse:

Name, Vorname:

Strasse:

PLZ, Ort:

Rechnungsadresse:

Name, Vorname:

Strasse:

PLZ, Ort:

Datum, Unterschrift:

Bestellschein einsenden an:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg

Machen Sie (sich) eine Freude!